

## Inhalt

- 9 Das unsichtbare Netz
- 35 »Mir geht es vor allem darum, etwas zu tun«:  
der Sterbebegleiter
- 47 »Meinen Sie, dass so etwas hier wirklich nötig ist?«:  
die Essensspenderin
- 57 Alles für die eigenen Kinder: die Kitagründerin
- 70 »Wir helfen den Leuten, von A nach B zu kommen«:  
die Bürgerbusfahrer
- 82 »Ob Nuriye, ob Kalle – wir bleiben alle!«:  
die Aktivisten
- 98 »Ich fühle mich wie ein Ehrenamtlicher zweiter  
Klasse«: der Hartz-IV-Bürgermeister
- 112 »Die Deutschen sagen Engagement, die Türken  
Herzessache«: die Freiwilligenvermittlerin

- 126 »Wir sind nicht reich, aber demokratisch«:  
die Bürgerstifterin
- 136 »Selbstermächtigung für Menschen ohne Lobby«:  
die Community-Organizerin
- 150 »Mit Protest die Gesellschaft verändern«:  
die Bewegungstifter
- 163 Altersmanager und soziale Pilzzüchter:  
die Unternehmens-Bürger
- 180 »Die Regierung begreift Beratung als Bedrohung«:  
Forscher im Clinch mit der Politik
- 202 Das Ende der Ego-Gesellschaft?
- 215 Literatur
- 221 Weiterführende Links

## Das unsichtbare Netz

Früher Freitagmorgen. Ich sitze auf einem Erstklässlerstuhl und warte auf »meine« Kinder. Gemeinsam mit Arbeitskollegen habe ich beschlossen, Lesepatin an einer Berliner Grundschule zu werden. Lesen ist wichtig, dachte ich, kommt aber in vielen Familien kaum noch vor. Ich selbst lese gerne, und mir als Mutter zweier Kleinkinder kann es ohnehin nicht schaden, früh die Realitäten des Berliner Schulalltags kennenzulernen. Ein Verein organisiert den Einsatz, ein Kollege koordiniert die Treffen mit der Schule. Ich muss kaum mehr tun, als einmal pro Woche früher aufzustehen und vor Arbeitsbeginn eine Schulstunde lang mit den Kindern zu lesen.

An dieser Förderschule stammen fast neunzig Prozent der Schüler aus Einwandererfamilien. Alle haben Sprachprobleme. Die Sechs- bis Neunjährigen, die gemeinsam in einer Stufe lernen, können die Buchstaben nicht erkennen, oder ihnen fehlt das Vokabular, um Texte richtig zu verstehen. Die Schule liegt in einem »sozialen Brennpunkt«.

Dabei ist das Lesen nur eines von vielen Problemen, die diese Kinder plagen. Ein Mädchen wurde mit seinen

sechs Geschwistern vom Jugendamt aus einer verwahrlosten Wohnung geholt und lebt nun im Heim; ein Junge hat Diabetes und ADHS; fast alle haben Eltern, die selbst nicht sehr gebildet sind, schlecht Deutsch sprechen und sich anscheinend kaum um ihre Kinder kümmern. Als ein Siebenjähriger auf einer Bildertafel keine Salatgurke zurechnen kann, bin ich kurz davor aufzugeben. Hier fehlt es an allem – was kann ich da schon in 45 Minuten pro Woche ausrichten?

Dass ich bleibe, liegt an Nadine und Mehmet. Das Mädchen aus dem Heim ist trotz seiner Vorgeschichte unbeschwert, schlagfertig und schlau. Schnell macht Nadine Fortschritte, liest kleine Texte selbst und fragt mich nach allem, was sie noch nicht kennt: Wie es am Meer sei, ob es schwer sei, zu studieren, ob es sich lohne, ein Baby zu kriegen. Mehmet ist schwieriger. Er hat Mühe, sich fünf Minuten am Stück zu konzentrieren, dann wird er aggressiv. Aber er will unbedingt lesen lernen.

Zu Weihnachten schenkt mir Nadine einen selbst bemalten Porzellanuntersetzer. »Für meine Lesepartnerin«, steht da in krakeliger Schrift. Es ist ihr Abschiedsgeschenk.

Das Jugendamt verlegt sie und ihre Geschwister kurzfristig in ein Heim am anderen Ende der Stadt. Ich baue mit den verbliebenen Kindern weiter Anlautpyramiden und bringe Bücher mit, die ich zu Hause mit meiner dreijährigen Tochter lese. Monatelang geht es nicht vorwärts. Dann liest Mehmet plötzlich unfallfrei das Wort »Erdumlaufbahn« – und kann mir sogar erklären, wie ein Raketenantrieb funktioniert. Und Selma hat gelernt, das »d« vom »b« zu unterscheiden.

Manchmal komme ich, und die Kinder sind weg – beim Schwimmen oder draußen. Und die Lehrerin hat vergessen, mir Bescheid zu sagen. Manchmal sind meine »Kandidaten« krank – dann lese ich den anderen einfach irgendetwas vor. Hauptsache, ich schenke jedem Kind einige Minuten ungeteilte Aufmerksamkeit – ein Luxus, den die Lehrerin nicht bieten kann. Sie ist vor allem damit beschäftigt, die Kinder in Schach zu halten.

Vor und nach den Stunden ist eine Art Hilfslehrerin im Raum, die die Kinder eigentlich nur anschnauzt oder herumbrüllt. Der Umgangston ist rau. Aber die Lehrerin beruhigt: Nicht in allen Grundschulen sei das so. Hier gehe es hauptsächlich darum, die Schüler »beschulbar« zu machen – wenn einige an einer »normalen« Schule den Abschluss schafften, sei das schon ein Erfolg. Mit »normale Schule« ist die Gemeinschaftsschule um die Ecke gemeint, mit »Abschluss« der Hauptschulabschluss. Von mehr zu träumen erlaubt sich selbst diese engagierte Lehrerin nicht.

Dabei fehlt es den meisten Kindern ganz offensichtlich nicht an Intelligenz, sie haben nur die denkbar schlechtesten Voraussetzungen. Ich frage mich, wie sich das Heimkind Nadine oder der verhaltensauffällige Mehmet in einer anderen Umgebung entwickelt hätten.

Mir wird aber auch klar, dass Schule nicht alles leisten kann. Die Schule, die ich als Lesepatin kennengelernt habe, ist gut ausgestattet: Es gibt dort ein Schwimmbad und einen Abenteuerspielplatz, gesunde Pausensnacks, Elternfrühstücke und Familienberatung. Aber die Eltern nutzen diese Angebote kaum. Sie parken ihre Sprösslinge vor dem Fernseher, die Lehrerin erzählt mir, dass in vielen

Familien kaum miteinander gesprochen werde. Der Job, den ich als Lesepatin habe, besteht also vor allem darin, ganz zweckfrei zuzuhören und zu erzählen. Etwas, das ich bis dahin für selbstverständlich gehalten habe.

Bundesweit gibt es inzwischen rund dreihundert Lern-, Sprach- und Lesepaten-Initiativen. Sogar Freizeitpaten: Die gehen mit den Kindern Fußball spielen und ins Museum, lassen sie an gesellschaftlichen Ereignissen teilnehmen, die ihnen sonst verschlossen blieben. Die Idee stammt ursprünglich aus den USA. Weil das Patenschaftsmodell so leicht verständlich und einfach umzusetzen ist, hat es sich schnell verbreitet und ist eine der größten Freiwilligeninitiativen der letzten Jahrzehnte geworden.

Die Paten könnten mit ihrer Arbeit ebenso gut Geld verdienen: Schließlich bieten sie das an, was die bürgerliche Mitte für ihre Kinder in Form von Dienstleistungen in Anspruch nimmt. Mittelschichtseltern sind nicht per se die besseren Eltern, sie können nur besser delegieren, zum Beispiel an professionelle Nachhilfeeinstitute, Musikschulen und Sportvereine. Und sie können diese Dienstleistungen bezahlen. Benachteiligten Kindern wie Nadine und Mehmet bleiben nur die Leistungen aus dem staatlichen Bildungspaket: ein paar Stunden Musikunterricht, ein Zuschuss zur Klassenfahrt und etwas Nachhilfe – aber nur so viel, wie das Jobcenter bezahlt.

Als ich in Elternzeit gehe, höre ich auf mit dem Lesen. Ich schicke den Kindern ein Foto meines neu geborenen Babys. Daraufhin kommt per Post ein großes buntes Leporello, auf das jedes Kind einen Wunsch für mein Baby geschrieben hatte: »Dass du gut Türme bauen kannst. Dass du nicht krank wirst. Dass du schön bist.« Ich bin gerührt.

Wenig später erfahre ich, dass die Lesepatenschaft zum Erliegen gekommen ist – viele Kollegen finden es zu anstrengend, das Lesen mit ihrem Berufsalltag zu vereinbaren. Einige zweifeln auch daran, dass ihr Einsatz irgend etwas bewegen kann.

Und doch sind wir uns alle einig: Für die Kinder hat sich jede Minute gelohnt.

\*

Mein Einsatz als Lesepatin war nur ein kurzer Ausflug in die Welt der Freiwilligenarbeit. Und keineswegs außergewöhnlich, es gibt unzählige Möglichkeiten, sich zu engagieren. Und erstaunlich viele tun es bereits, ohne große Worte zu machen. Jeden Tag geben hierzulande Studenten Migrantenkinder Nachhilfe, Gutverdiener verteilen Lebensmittel an Bedürftige, Jugendliche lesen Sterbenden vor, Manager beraten in ihrer Freizeit Schuldner, Rentner fahren Bürgerbusse, und Arbeitslose leiten ganze Gemeinden. Sie alle machen es gratis, nebenher und nur für die Ehre. Und sie werden immer mehr. Was wir gerade erleben, ist nichts weniger als die Geburt einer neuen sozialen Bewegung, die unser Land verändert.

Deutschland ist dabei, ein Land der Kümmerer zu werden.

Das ist verwunderlich. Denn aus Zeitungsredaktionen und Universitäten hören wir regelmäßig Klagen darüber, dass unserer Gesellschaft der Zusammenhalt fehle. Wir sind, so war es zuletzt bei Frank Schirrmacher zu lesen, ein Volk von kaltherzigen Egoisten. In allen Lebensbereichen schielen wir allein auf den eigenen Vorteil. Und tra-

gen noch nicht einmal Verantwortung dafür – denn wir folgen nur, ohne es zu merken, dem gnadenlosen Algorithmus eines globalen Informationskapitalismus. Sogar dann noch, wenn wir glauben, selbstlos zu handeln, eifern wir – unbewusst – dem Werbemotto aus der Finanzindustrie nach: »Unterm Strich zähl ich«.

Wäre Geld tatsächlich die einzige Währung, die uns interessiert, dann dürfte es sie eigentlich gar nicht geben: Freiwillige, die ohne Bezahlung Sportler trainieren, Fledermausbrutkästen bauen, Kindern vorlesen.

Es gibt sie aber. Sie sind mitten unter uns. Sie arbeiten in Vereinen, Kirchen, Hilfsorganisationen oder öffentlichen Einrichtungen mit – die meisten von ihnen bis zu fünf Stunden in der Woche. Laut aktuellem »Freiwilligen-survey« engagieren sich in Deutschland mehr als 23 Millionen Menschen ehrenamtlich. Das sind 36 Prozent der Bevölkerung über 14 Jahre. Und zwei Millionen mehr als noch vor zehn Jahren.

Der Begriff »Engagement« umfasst dabei ganz unterschiedliche Tätigkeiten: etwa als Schöffe, als Kassenwart eines Skatvereins oder als Klimaschutz-Aktivistin. Ein Anwalt, der pro bono Klienten berät, ist damit genauso gemeint wie eine Stiftung, die sich für sozialen Wandel einsetzt – oder eine Bürgerinitiative, die ein Bahnhofprojekt verhindern will.

Es scheint, als hätten wir Deutschen, lange auf Selbstverwirklichung und den eigenen Vorteil gepolt, die Solidarität neu entdeckt. Im Angesicht der permanenten Finanz- und Wirtschaftskrise besinnen wir uns auf das, was wirklich zählt: Zusammenhalt. Könnte das neue Füreinander und Miteinander vielleicht sogar mehr sein als

nur ein Krisenreflex? Etwa eine bewusste Trotzreaktion auf die Ökonomisierung unserer Lebenswelt? Man handelt einmal ganz ohne Geldwert und Eigennutz, freut sich am Glück des anderen und fühlt sich gut dabei – Deutschland, ein Land der Selbstlosen?

Dann wäre ja alles in Ordnung. Die Fakten sehen anders aus. Der neueste Armuts- und Reichtumsbericht belegt ein krasses Auseinanderdriften der sozialen Schichten: Die reichsten zehn Prozent der Deutschen verfügen über mehr als die Hälfte des Gesamtvermögens – den unteren fünfzig Prozent bleibt gerade mal ein Prozent.

Immer mehr Deutsche bleiben arm trotz Arbeit, weil sich der Arbeitsmarkt unter dem Druck des Wettbewerbs flexibilisiert bis über die Schmerzgrenze. Arm wird auch der Staat, besonders in Städten und Gemeinden werden die Kassen immer leerer. Dazu kommt noch der demographische Wandel: Weil unsere Gesellschaft altert, müssen künftig wenige Nachkommen die Lasten von Renten-, Pflege- und Sozialkassen schultern.

Und weil die Spannung im Land schon fast mit Händen zu greifen ist, aber niemand weiß, wie man Abhilfe schafft, versuchen sich alle noch mehr anzustrengen: immer verfügbar sein, dem Leistungsdruck standhalten, bloß nicht abrutschen. Bereits Schulkinder werden in einen engen Stundenplan gepresst, um den Anforderungen von morgen gerecht zu werden. Berufstätige müssen zusehen, dass sie mithalten können – möglichst bis zur Rente mit 67. Und wer keine Arbeit hat, versucht, wieder zurück ins Zentrum der Gesellschaft zu kommen. Wenn er nicht schon längst aufgegeben hat. Deutschland, Land der Abstiegsängste.

In diesem rauen Klima verrichten über zwanzig Millionen Ehrenamtliche trotz allem ihr gutes Werk. Warum? Geht es ihnen noch zu gut? Wer sind diese Engagierten, die Schirmmacher mit seinem düsteren Egoismus-Szenario täglich Lügen strafen?

Tatsächlich zeigt der aktuelle »Freiwilligensurvey« der Bundesregierung, dass die Bereitschaft zum Engagement mit steigendem Bildungsgrad und Einkommen zunimmt. In Gegenden, in denen Wohlstand herrscht, gibt es deutlich mehr Freiwillige, in ärmeren Regionen wie den neuen Bundesländern engagieren sich viel weniger Menschen. Forscher erklären das Ost-West-Gefälle mit der höheren Arbeitslosenquote und dem hohen Anteil an Geringverdienern im Osten.

Engagiert ist, hier wie dort, die gut gebildete und finanziell meist abgesicherte Mittelschicht. Diese Gruppe spendet Zeit und Geld für Hilfsbedürftige, bringt sich aktiv in Parteien, Gesundheits- und Sozialverbände ein, sie trägt das deutsche Vereinswesen.

Entscheidend ist dabei die subjektive Überzeugung, selbst etwas verändern zu können. Den meisten »Bildungsfernen« und Langzeitarbeitslosen fehlt genau diese Überzeugung: Sie fühlen sich sozial ausgegrenzt und ohnmächtig gegen »die da oben« – und sind an politischen Themen eher desinteressiert.

Die »Aktivbürger«, wie sie von Politikern bisweilen leicht ironisch genannt werden, trauen sich derweil immer mehr zu: Jedes Jahr gründen sie zehn- bis fünfzehntausend neue Vereine, schließen sich zu Nachbarschaftsinitiativen und Bürgerplattformen zusammen, gründen Bürgerstiftungen. In einigen Gemeinden übernehmen

Bürger bereits Teile der öffentlichen Infrastruktur wie Bibliotheken und Schwimmbäder. Damit stoßen sie in Bereiche vor, die bislang dem Staat vorbehalten waren.

Manchmal engagieren sich Menschen, weil die eigentlich Verantwortlichen versagen: Wenn eine Mutter, die wieder arbeiten gehen will, nirgends einen Betreuungsplatz für ihr Kind findet, schließt sie sich notgedrungen mit anderen Eltern zusammen und gründet eine Elterninitiative. Wenn das einzige Schwimmbad im Ort geschlossen werden soll, weil die Gemeinde kein Geld mehr für den Unterhalt hat, springen die Bewohner eben selbst ein. Wenn in einer Stadt günstiger Wohnraum knapp wird, weil Investoren Wohnungen aufkaufen und als Ferienwohnungen vermieten, bilden Bürger dagegen eine Initiative und sammeln Unterschriften.

Gibt es also deshalb so viele Engagierte, weil in unserem Land so vieles im Argen liegt?

Gewerkschafter und Anhänger eines starken Sozialstaats glauben genau das. In ihren Augen ist Ehrenamt ein billiger Lückenbüßer für einen Sozialstaat im Sparmodus. Dass es so viele ehrenamtliche Lesepaten, Sterbegleiter oder sogar ehrenamtliche Standesbeamte gibt, halten sie für den Beweis, dass unser Gemeinwesen von der Sparwut der Politiker und dem leidigen Effizienzdruck der Wirtschaft allmählich aufgefrissen wird. Unterm Strich zählt nur, was sich lohnt – nach diesem Credo werden unrentable Bereiche wie Altenpflege oder Armenfürsorge in die Hände von freiwilligen Helfern gegeben.

Hat Schirmmacher also doch Recht? Hat unsere von Egoismus getriebene Gesellschaft das Solidarische delegiert an eine kleine Minderheit, die Gutes tut und dafür

von allen bewundert wird – damit die Mehrheit weiter ungestört ihrer Selbstsucht frönen kann?

Dafür sind die Freiwilligen zu viele: ein Drittel der Bevölkerung, das ist keine Minderheit. Es stimmt zwar, dass freiwilliges Engagement viele Härten auffängt, die eine unsoziale Politik verursacht hat. In einem gerechteren Schulsystem müsste es vielleicht nicht so viele Lesepaten geben. Und das gespendete Mittagessen für Kinder aus armen Familien wäre überflüssig, wenn ein Schulessen für alle gratis angeboten würde. Doch wir sind weit davon entfernt – wie Kritiker des Ehrenamts befürchten –, in angeblich »amerikanische Verhältnisse« abzurutschen. In den USA fühlt sich der Staat traditionell kaum für die elementare Absicherung seiner Bürger zuständig: ohne freiwilliges Engagement würden dort sogar Krankenhäuser und Universitäten zusammenbrechen. (Dabei ist es allzu simpel, überhaupt pauschal von »amerikanischen Verhältnissen« zu sprechen. Dieser politische Kampfbericht ist kaum hilfreich für die Beschreibung einer Gesellschaft, die nicht nur aus einem schwachen Staat, sondern eben auch aus einer starken Bürgerschaft besteht. Dass aus den USA viele wichtige Impulse für die Freiwilligenarbeit kommen, wird sich im Folgenden immer wieder zeigen.)

Wer die Engagierten als bloße Helfer oder Ausputzer abtut, macht es sich zu leicht. Der Feuerwehrmann oder die Caritas-Spendensammlerin mögen helfend tätig sein, aber was ist mit der Anti-Fluglärm-Aktivistin oder dem urbanen Gärtner? Auch diese Engagierten sind Bürger, die selbstbestimmt ihr Lebensumfeld gestalten wollen. Ins Bild vom Lückenbüßer passen sie aber nicht so recht.

Nicht einmal der verbohrteste Gewerkschafter käme auf die Idee, staatlich finanzierte Nachbarschaftsgärten zu fordern.

Der urbane Gärtner und die Nachbarin, die für ein Nachtflugverbot über ihrem Reihenhaus kämpft – das könnten doch genau die »Aktivbürger« sein, die sich Anhänger des politischen Liberalismus wünschen. All diejenigen, die nicht mit Grausen, sondern mit Bewunderung auf angeblich »amerikanische Verhältnisse« blicken.

Verfechter einer Kultur der Eigenverantwortung wollen auch hierzulande mehr Bürger, die das eigene Schicksal selbst in die Hand nehmen, statt nach dem Staat zu rufen. Dieser soll sich nach ihrem Gesellschaftsverständnis möglichst zurückhalten, er soll die Bürger lediglich »aktivieren« und »Hilfe zur Selbsthilfe« geben. Ihre Angelegenheiten regeln die Menschen dann untereinander – unbehelligt von einem bevormundenden »Vater Staat«. Dieser könne einfach nicht mehr alles leisten – da müssen die Bürger eben einspringen. Und zwar dort, wo man sie braucht, also bei der Feuerwehr, in der Wohlfahrt und der Pflege. Und lieber nicht demonstrierend vor Senatskanzleien, Bahnhofsbaustellen oder knietief im Blumenbeet. Tatsächlich ist im neuen Engagementbericht der Bundesregierung die Rede von einer »Bürgerpflicht« zum Ehrenamt – Freiheit zum Engagement ist damit wohl nicht gemeint.

Wenn man sich die Rolle und das Selbstverständnis der neuen Freiwilligen anschaut, dann gelten die alten Reflexe nicht mehr: Weder sind die Engagierten nur Lückenbüsser für einen Staat im Sparmodus – wie es die Gewerkschaften uns einbläuen – noch sind sie der Beweis, dass

wir uns endlich von »staatlicher Bevormundung« verabschieden können, wie es die Liberalen fordern.

Die Freiwilligen von heute lassen sich weder von links noch von rechts vereinnahmen. Sie sind schon längst einen Schritt weiter. Sie suchen sich bewusst ein Engagement aus, das zu ihnen passt. Sie engagieren sich so lange und so leidenschaftlich, wie es ihnen gefällt. Und die meisten tun es, weil sie damit etwas bewegen wollen. Die Gesellschaft im Kleinen mitgestalten – das ist die Hauptmotivation für die Mehrzahl der Engagierten, wie dieses Buch zeigt. Die Menschen, die diese neue soziale Bewegung tragen, kümmern sich nicht mehr um Ideologien. Sie gründen Kindergärten oder sitzen im Landeselternausschuss, weil sie für ihre Kinder nur die beste Schule, den besten Kindergarten wollen. Sie engagieren sich im Kleingartenverein, weil sie dort mit wenig Aufwand und Geld einen Alltagsfluchtort unter Gleichgesinnten gestalten können. Andere rufen Bürgerinitiativen ins Leben, weil sie nicht mit den hohen Mieten oder dem Fluglärm einverstanden sind. Oder sie fahren Behindertenbusse, besuchen Alte und Kranke, weil es zu ihrem Selbstverständnis gehört, anderen zu helfen.

Dass private Betroffenheit ein starker Antrieb für gesellschaftliches Engagement ist, passt noch ins Bild von der Ego-Gesellschaft. Eigennütziges Handeln, das nebenher auch anderen zugute kommt, ist niemandem fremd. Dass ich mich für meine eigenen Kinder einsetze, scheint mir naheliegend und genauso selbstverständlich wie für den Ausbau des Schwimmbads zu unterschreiben oder gegen die Schließung eines Jugendclubs zu demonstrieren. Schließlich will ich mit meiner Familie in einer lebenswerten Umgebung wohnen.